Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 10

Artikel: Die Schule der Mutter [Schluss]

Autor: Waldstetter, Ruth

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635016

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 10 — 1917 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 10. März

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Lenzschauer.

Von Maja Matthey.

I.

Nun weine aschengrauer Tag;
Wie alle Freude enden mag,
Die kaum ist aufgegangen.

Die erst so hell zum Leben rief,
Die Stimme klingt jetzt rauh und tief
Im Herzeleid befangen.

Im Spiel, das kaum den Anfang fand,
Zerreißt gar leicht ein loses Band,
Das einend sollte schmücken.

Kein Sonnenglanz im öden Land. —
Es regt sich keine liebe Hand,
Die meine warm zu drücken.

II.

Du aschengrauer Tag — fahr hin —
Unfrohe Zeit, zerrinn, zerrinn —
Ich rieche, daß Veilchen blühen.

Hoch überm Dorf die Sonne steht
Und wo am Bach das Mühlrad geht,
Zwei Seelen in Liebe glühen.

Die Schule der Mutter.

5 (Schluß.)

Erzählung von Ruth Waldstetter.

Nach einiger Zeit versammelte sich der Groß'sche Kreis von neuem, um eine Probe von Grazias Tanzkunst zu genießen. Man war diesmal bei Dr. Weißner, dessen Wohnung an sich für eine Sehenswürdigkeit gelten konnte. Sie lag im Dachstock eines eleganten Hauses und bildete, da die Türen ausgehängt und nur durch leichte Vorhänge ersetzt waren, ein einziges Ganzes. Die Wohnräume waren mit schwarzem Sammt ausgeschlagen und enthielten nur ein paar Ruhebetten, einen Flügel und einige mannshohe gotische Leuchter, in denen Kirchenkerzen steckten. In einem dieser Räume erschien Grazia, in ein kurzes, feuerrotes Röckchen gekleidet, aus dem Gesicht und Glieder durch eine besondere Lichtwirkung weiß wie Elfenbein hervorschienen. Sie führte in zuckenden, schnellenden, aber lautlosen Bewegungen einen Tanz aus, den sie eigens für diesen Raum erfunden hatte und selber den „Gespensterhupf" nannte. Das phantastische Spiel des flammenroten Körperkerns mit den langen, weißen Ausstrahlungen wirkte vor dem schwarzen Hintergrund wie eine in Bewegung und Farbe erscheinende Dämonie.

Als der Tanz kaum zu Ende war, stand Erkner laut von seinem Platze auf, schob die Andern beiseite und ging stracks auf Grazia zu. Er redete kurz und erregt mit ihr, wandte sich dann der Tür zu, schlug im Vorbeigehen Dr. Groß auf den breiten Rücken und rief, während seine Augen glänzten: „Ihr seid doch für etwas da, ihr guten verrückten Leute!" Als man ihn zurückhalten wollte, rief er: „Nein, nein, ich will nichts mehr sehen. Ich habe genug für eine ganze Nacht," und ging rasch hinaus.

Am nächsten Morgen kam Trudchen verfrüht vom Atelier zurück, ohne über ihre vorzeitige Rückkehr Auskunft zu geben. Auch am folgenden Tag war sie frühzeitig wieder zu Hause. Frau Stünz sah sie mit jener bleichen, verschlossenen Miene, die jede Frage zurückwies, ins Zimmer treten und sich an einer Handarbeit zu schaffen machen. Im Nebenraum hörte man Dr. Groß leise eine Chopin'sche Tanzweise spielen. Plötzlich rückte polternd sein Stuhl, die Tür wurde ungestüm aufgetan und Dr. Groß rief ins Zimmer: „Trudel, ich hab's! Mein nächstes Buch wird heißen: der Tanz. Und es wird nur dieses Thema behandeln, aber dann erschöpfend, sage ich dir, erschöpfend. Und nichts von Historik, sondern einfach Impression, Leben, Herr-

gott, Leben! Die herrliche Grazia hat mir so wunderbare Visionen gegeben, ich bin so voll davon, daß ich nicht weiß, wie diese Bilder, diese Vorstellungsreihen bewältigen. Was, Trudel, zuckst du nicht auf bei diesen Aussichten?" Und ohne eine Antwort abzuwarten, reckte Dr. Groß beide Arme aus und rief: „Herrgott, ich traue mir etwas zu in diesem Augenblick!"

Er stürmte wieder in sein Zimmer und Trudchen blieb über ihre Arbeit gebeugt. Sie wischte sich nur rasch mit der Hand über die Augen.

Frau Stünz sagte plötzlich in ihrem sanftesten Ton: „Herzenskind, wollen wir nicht diese schönen Wintertage genießen und morgen vormittag einen großen Spaziergang im Park machen? Du kommst so wenig an die frische Luft; es würde uns beiden wohltun."

„Ich bin vollständig wohl, Mutter," erwiederte Trudchen und zuckte nervös die Schultern. „Ich weiß nicht, was du mit meiner Gesundheit immer für Geschichten hast."

Frau Stünz sah mit einem schweren Blicke auf und sagte leise: „Trudchen, rede nicht so mit mir. Ich halte es nicht aus."

Die junge Frau sprang plötzlich auf und ihr Nähzeug flog in weitem Bogen auf den Teppich. Ihre Gesichtszüge zitterten und sie rief: „Wenn du mir Vorwürfe machen willst, dann bitte, Mama, laß mich lieber allein. Du machst mich wahnsinnig nervös!"

Frau Stünz war aufgestanden und tastete sich nach dem Ausgang. Dr. Groß erschien spähend in seiner Tür und Frau Stünz hörte, wie Trudchen aufschluchzend rief: „Ich kann die Mutter nicht mehr ertragen!"

Einige Stunden später ließ die alte Dame der Tochter sagen, daß sie nicht wohl sei und eine Krankheit im Anzug spüre und daß sie, schon allein der Kinder wegen, noch an diesem Nachmittag verreisen wolle.

Trudchen erschien im Zimmer der Mutter, als diese eben ihren Koffer schloß. Sie bat sie mit verbindlicher, fast heiterer Miene, ihr doch jedenfalls ihre Aufgeregtheit von vorhin nicht zürnen zu wollen, sie sei tatsächlich etwas übermüdet. Im übrigen gehe es nicht an, daß die Mutter verreise, wenn sie sich unwohl fühle; man könne sie hier doch pflegen!

„Nein, Kind, es ist besser so," sagte Frau Stünz, ohne aufzusehen. „Und darum, daß ich dir zürnen könnte, brauchst du dir keine Gedanken zu machen, niemals, in keinem Moment. — Nun rufe mir bitte nur noch das Mädchen; ich fahre sogleich."

Als sie Trudchen zum Abschied küßte, überwältigte sie doch plötzlich ihr Gram. Aber mit einer letzten Willensanstrengung flüchtete sie sich in die Dunkelheit des Wagens, die sie den Blicken verbarg.

* * *

Mit diesem Tage war das Dasein der kräftigen, regsamen und lebensvollen Frau Stünz zu Ende. Was ihr für die Zukunft blieb, war nur noch das Innenleben einer nachdenklichen Alten. Als sie wieder auf den gewohnten Wegen in Wohnlichen schritt, fühlte sie, daß hier ein anderer Mensch wandelte, als ihr bekanntes Ich. Sie hatte die Empfindung, als sickerte aus einer offenen Wunde langsam ihre Lebenskraft aus, oder als hätte sie einen Teil ihres Körpers eingebüßt und der schmerzhafte, kraftlose Rest schleppte sich nun so dahin. Sie merkte auch an allerlei Aeußerlichkeiten, daß ihr Leben zu Ende war. Ihr angegrautes Haar wurde in kurzer Zeit weiß. Ihre Kraft reichte nicht mehr zu den Spaziergängen von früher und sie hatte keine körperliche und geistige Freudigkeit zu ihren täglichen Geschäften. Sie bewohnte ein einziges Zimmer; dort tat sie schlafen, speisen, lesen und sinnen. Sie aß wenig. Sie verbrachte ihre Zeit mit einem oft nur halbbewußten Nachdenken. Wenn ihr alter Mensch erwachte, so schalt sie sich für ihre Untätigkeit aus; aber die stumpfe Frage: wozu denn alles? brachte ihre Selbstvorwürfe bald zum Schweigen.

So lebte sie monatelang dahin. Anfänglich war ihr das Bewußtsein ihrer Gebrochenheit unerträglich; sie strebte mit ihrem ganzen Wesen danach, wieder zu den glücklichen, den Wirkenden und Hoffenden zu gehören. Nach und nach aber verwuchs das Unglück mit ihr und das Leiden selbst stellte sich ihr als eine Aufgabe dar. Als sie sich nicht mehr sträubte, es anzunehmen, fühlte sie eine zunehmende Erweichung und Empfänglichkeit ihres Gemüts, die ihr allmählich, im Laufe des verstreichenden Jahres, einen neuen Blick für die Außenwelt schuf. Wenn sie jetzt Menschen begegnete, die sie früher als bekannte Unglückliche wie etwas Fremdes, wie eine besondere Schöpfung für sich angesehen hatte, so empfand sie nun ein besonderes Interesse, fast eine Neugier für sie. Es waren dieselben Gestalten, die sie seit Jahren kannte; aber nun griff ihr Dasein ihr ans Herz. Wenn sie dann hörte, wie gedankenlos, wie unbewußt roh und unverständig über diese Menschen und ihr Leiden geurteilt wurde, so trafen sie solche Worte wie ein persönlicher Schmerz. Sie fühlte die tiefe Verkehrtheit in der stumpfen Hinnahme fremden Unglücks. Und ein Bedürfnis, auszugleichen, gegen die Kurzsichtigkeit der Glücklichen ihr eigenes Wissen zu setzen, fing an, sie zu beunruhigen. Es drängte sie, persönlichen Anteil an den Schicksalen der Leidenden und Benachteiligten zu nehmen. Sie spürte auch, wenn sie mit ihnen in Berührung kam, daß sie ihre frühere Scheu vor den Armen und Unglücklichen verloren hatte und mit ihnen umgehen konnte als mit ihresgleichen. Und einem innern Trieb folgend, fing sie an, dem Leiden nachzugehen, wo sie es ahnte. Nach und nach bildete sich ein kleiner Kreis von Bedürftigen aller Art um sie und eines Tages sah sie sich unverhofft wieder in einer beginnenden Tätigkeit begriffen. Zwar konnte es nicht mehr jene rege Beschäftigung der Glieder sein, die sie früher mit Stolz und Selbstzufriedenheit erfüllt hatte; ihr müder, alter Körper vermochte ihr nur noch wenig dienstbar zu sein. Was sie jetzt tat, war ein Wirken ihres ganzen Seins. Und es schien ihr oft trotz ihren abnehmenden Kräften, als durchströme ihr Wesen bei dem neuen Tun eine jugendliche Wärme, ja, als brächen in dieser späten Zeit Blüten in ihr auf, die ihr Leben lang unreife Knospen geblieben waren. Sie bekam nach und nach die Empfindung, als ob sich eine magnetische Kraft in ihr befreite, die sie in eine warme Verbindung mit der Außenwelt setzte. Und je mehr sie davon verausgabte, je stärker fühlte sie diese Kraft werden. Sie verbreitete sich um die Seele wie kreisende Wellen, die verwandtes Leiden ihr zuleiteten und die Hemmnisse widerstandslos durchflossen.

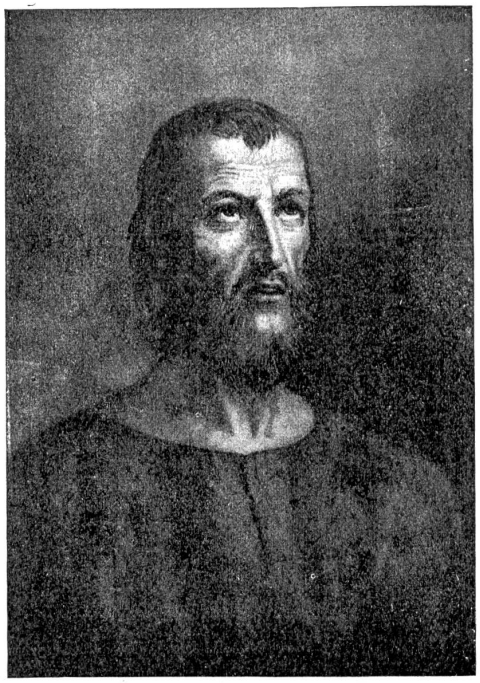
Durch diese Kraft fand sie die Fühlung mit den Unglücklichen, und es witterte sie, Mitgefühl spürend, was im Umkreise litt.

Und doch blieb ihr Schmerz unabgetötet in ihr, doch war das seltsame Glück so eng verwachsen mit ihm, doch quoll ihre Kraft so unmittelbar aus ihrem Leiden, daß sie beides als ein einziges unlösliches und fruchtbares Geheimnis im Mittelpunkt ihres Wesens leben fühlte.

Als sie nach und nach mehr von diesem reichen Dasein erfuhr, wandten sich ihre Gedanken in einem neuen Sinne wieder Trudchen zu. Sie bedachte, daß, was sie früher an sich selbst versäumt hatte, auch der Erziehung der Tochter verloren gegangen war, daß sie sie unbewußt gelehrt hatte, mit ihrem Können und Haben den eigenen engen Ehrgeiz und den ihrer Nächsten zu befriedigen, anstatt ihr mit jeder Häufung ihres Besitzes an Wissen und Tüchtigkeit den Grundsatz seiner heilsamen Verwendung und Verwaltung zum Guten einzupflanzen. Sie hatte sie zu dem Wettkampf des Lebens gespornt und ihr keine Enttäuschung und Gefahr des Ehrgeizes und der Eitelkeit erspart. Nun war auch die unweise Mutter in diesen Enttäuschungen und Gefahren zur Seite gestellt worden.

Aus ihren Selbstvorwürfen heraus wurde es Frau Stünz möglich, den seltenen Briefwechsel mit der Tochter wieder häufiger und ungezwungener zu pflegen. So vernahm sie wenigstens das Hauptsächliche über Trudchens und der Kinder körperliches Befinden und ihre äußern Lebensumstände. Die Sehnsucht nach den Kindern war ihr immer gleich schmerzlich geblieben, und wie sehr sie noch durch ihre Liebe an sie gekettet war, erfuhr sie durch eine geringfügige Ursache. Sie hatte unter ihren Schützlingen eine bedürftige Frau, die damals ihr achtes Kind erwartete und für das Kleine weder Bettchen noch Aussteuer besaß. Frau Stünz dachte an das verschlossene Kinderzimmer in ihrem Hause. Aber sie brachte es nicht über sich, das Heim der Großkinder, das nur ihre eigene Sehnsucht bewohnte, zu räumen. Sie kämpfte wochenlang mit sich, ohne den Entschluß fassen zu können. Doch in einer Nacht ergriff sie plötzlich eine heftige Unruhe; sie glaubte im Halbschlaf die Stimme eines weinenden kleinen Kindes gehört zu haben. Am nächsten Morgen stand sie schon in der Frühe auf und ordnete, ehe sie wieder gereuig werden konnte, den Umzug der Kindersachen an. Als sie damit bei der armen Frau ankam, war das Kleine schon geboren. Müde und erleichtert kehrte Frau Stünz in ihre Einsamkeit zurück, wo hinter der verschlossenen Tür das leere Kinderzimmer lag.

An einem kalten Vorfrühlingstag erkrankte Frau Stünz plötzlich an einer Lungenentzündung. Da ihr Zustand sich rasch verschlimmerte, wurden Sohn und Tochter benachrichtigt. Richard kam schon am nächsten Morgen an. Er fand die Mutter schwerkrank, doch klar bei Bewußtsein. Sie wartete ungeduldig auf Trudchens Ankunft. Als die Tochter mit dem Nachmittagszug nicht kam, sagte sie zu Richard, der bei ihr kniete, auf jedes Flüstern von ihr lauschend:



Zur 500. Gedenkfeier an Niklaus von der Flüe (21. März 1417–1917). Niklaus von der Flüe (Bruder Klaus) geb. in Sachseln am 21. März 1417.

„Sage du Trudchen, daß alles gut ist. Tröste das Kind! Ich habe viel gelernt durch sie. — Die Kinder hätte ich gerne noch gesehen," fügte sie hinzu. Gegen Abend verschied sie in den Armen des Sohnes.

Mit dem Abendzug kam Trudchen an. Als sie die Tote sah, blieb sie wort- und tränenlos. Ihre Gesichtszüge waren angespannt und verschlossen und ihr ganzes Wesen zeigte eine qualvolle Selbstbeherrschung. Richard bot alle Güte auf, um sie aus dieser Starrheit zu erlösen; aber sie blieb hart und still.

Erst am Abend des Begräbnistages, als die Geschwister in der öden Wohnung beisammen saßen und Richard seinen Schmerz nicht vor ihr verbarg, sagte sie mühsam zu ihm: „Du wirst dich wundern über mich. Aber ich habe so viel durchgemacht in letzter Zeit und so viel verloren, daß ich nichts Schweres mehr auf mich nehmen kann."

Richard wagte keine Frage zu stellen. Doch sie fügte von selber hinzu: „Adolf ist gut, aber von jedem Winde rumgetrieben. Ich habe jetzt nur noch die Kinder. Und in sie muß ich mich erst hineinleben."

„Auch hier ein Kreislauf!" sagte Richard leise.

— Ende. —

Niklaus von der Flüe.

Die Obwaldner schicken sich an, den 500. Geburtstag ihres liebsten Heiligen, des „Bruder Klaus", mit Prozessionen und Festpredigten feierlich zu begehen. Das Fest soll drei Tage dauern, am 19. März beginnen und mit dem 21., dem Haupttag, schließen. Das Programm läßt erkennen, daß es sich um eine großangelegte kirchlich-patriotische Demonstration handelt, die ohne Zweifel viele Andächtige und Neugierige auch aus entfernten Landesteilen